

## Natur braucht Frieden

Vier Geschichten von Julius Rabe

*Wer auf der Seite des Lebens steht, der bekennt sich auch gegen Kriege und gegen Gewalt.“*

Das schrieb Hubert Weinzierl 1991. Er war lange Zeit ein Sprachrohr der Ökologiebewegung, als Vorsitzender des BUND, im Präsidium des Deutschen Naturschutzrings (DNR).

Krieg ist sinnlos, im Krieg wird das Leben verachtet, die uns Menschen anvertraute Schöpfung zerstört. Krieg stellt all unser Bemühen, die lebendige Vielfalt und die Schönheit der Erde zu bewahren, in Frage. Deshalb fordert der NABU (in seiner Erklärung zum Erhalt der Vielfalt 2022): keine kriegerischen Auseinandersetzungen!

Krieg zerstört unsere Erde, vernichtet Tiere und Pflanzen, bringt unermessliches Leid über die Menschen.

Die Geschichten sollen zu Gesprächen anregen, sie sind ein Mahnruf sich immer und überall für ein friedliches Miteinander einzusetzen und Fremdes in seinem Anderssein zu schätzen, alles Leben als Wert zu erkennen und friedvoll miteinander umzugehen.

## Die Brücke *(für Jugendliche)*

Mehr als 200 Jahre schon überspannte die steinerne Brücke den Fluss. Mehr als 200 Jahre floss der Strom unter der Brücke hindurch, einmal träge, dann wieder in reißenden Strudeln. Die Brücke verband die zwei Hälften der Stadt. Und auf dieser Brücke spielte jetzt ein Musikant auf seinem Cello, ein zweiter auf seiner Fiedel und ein dritter auf seiner Flöte. Menschen eilten über die Brücke: Mütter, die von der Arbeit kamen und zu ihren Kindern wollten, Väter, die zu ihrer Familie eilten, Männer in Uniform. Sie gingen über die Brücke trotz des Kanonendonners in der Ferne, trotz der Geschosse, die hin und wieder über die Brücke schwirrten, trotz der Flugzeuge, die plötzlich auftauchten, einige Salven abschossen und wieder verschwanden. Am nächsten Tag spielte der Musikant auf seinem Cello allein. Der Fiedler und der Flötenspieler waren auf der Brücke von Geschossen getötet worden. Doch Oleksandr spielte weiter. Er spielte sein Lied für den Frieden.

"Sie spielen mit ihrem Leben", sagte ein Journalist, der vorbeikam. "Gehen Sie doch von der Brücke, hier ist es gefährlich."

"Mein Leben, was gilt jetzt ein Leben? Denken Sie an die Frauen und Kinder, die alten Männer, die unter Kugeln starben, die ermordet wurden."

"Die Brücke ist doch kein Ort zum Spielen. Ihre Musik gehört in den Konzertsaal."

"Das war im Frieden. Da habe ich gespielt, noch vor Monaten. Aber den Konzertsaal gibt es nicht mehr. Das wissen auch Sie. Und außerdem, meine Musik, die gehört ins Leben, die gehört den Menschen, die hier vorbeieilen oder auch für ein paar Augenblicke stehen bleiben."

"Sie sind wahnsinnig, hier auf der Brücke Cello zu spielen," sagte der Journalist, "auf einer Brücke, die von Fliegern beschossen wird."

"Ich wahnsinnig?" entgegnete Oleksandr "Mein Cello ist ein Instrument des Friedens. Wahnsinnig, ja wahnsinnig sind jene Menschen dort hinter den Kanonen."

## Die Nachricht *(für Kinder)*

Ein brütender Sommertag. Auf dem Marktplatz in Ludwigsburg flirrende Hitze. Ich fliehe in den Favoritepark, schlendere wie so oft die Allee entlang unter den Kastanien und Linden. Die Mönchsgrasmücke singt, der Grünspecht auf der Wiese lacht. Ich setze mich auf eine Bank. Schatten, erholsamer Schatten. Ein Buchfink setzt sich neben mich. Ich enttäusche ihn. Ich habe keinen Kern für ihn. Hirsche grasen neben mir. Hier fühle ich mich wohl. Hier geht es mir gut. Hier fällt alle Hetze, alle Betriebsamkeit der Stadt von mir. Der Lärm der Autos von der großen Straße ist hier ein Rauschen. Das Pfeifen des Kleibers ist lauter. Ich versinke in Wohlergehen, fühle mich geborgen in dieser Welt, die so friedlich erscheint. Ich sinne vor mich hin. Ich hab es auch anders erlebt und bin froh, dass wir hier so friedvoll leben können. Nach einer Weile hole ich mein Smartphone aus der Umhängetasche. Ich will schauen, ob mir mein Sohn schon geantwortet hat.

Dann die erste Zeile: Blutige Kämpfe in Gaza. Diese Nachricht reißt mich aus meinen Träumen. Ich denke an meine Freunde in Israel, an meine arabischen Freunde. Noch im April hatte ich sie besucht, mit ihnen gesprochen. Ich klicke weiter. Eine Meldung aus dem Daily Telegraph, einer englischen Zeitung:

„Mehr palästinensische Kinder als Kämpfer wurden bei der Offensive Israels in Gaza getötet“. Nur zwei Jahre alt war Saher, Safa war 6, Seraj 8 Jahre. 132 Namen zeigt die Liste des Al Mezan Centre für Menschenrechte, getötet in nur 14 Tagen im Juli 2014.

Nein, mir steht es nicht zu, zu richten. Mögen die Erwachsenen Schuld auf sich geladen haben. Die Kinder gewiss nicht. Vor meinen Augen erscheinen die Bilder der Kinder in der Halle von Yad Vashem\*, ermordet von Deutschen und ihren Schergen. Und wieder werden Kinder gemordet. Ja, es ist Mord, denn das Völkerrecht soll Kinder schützen.

Gefühle der Ohnmacht steigen auf in mir. Ich möchte, dass meine Freunde in Frieden leben können. Ich möchte, dass alle Menschen ohne Krieg leben können. Der Frieden hier, das ist zu wenig. Die Insel des Friedens: der Favoritepark? Ich brauche sie, sie gibt mir innere Kraft. Aber was mein Smartphone mir sagt, das wühlt mich auf.

Was kann ich tun - nicht viel. Ich kann nicht die Hamas, ich kann Netanyahu nicht überzeugen. Ich kann meine Freunde nur bestärken, weiter für den Frieden zu kämpfen – aber mit der Waffe des Wortes. Ich werde mich dafür einsetzen, dass Menschen miteinander reden und nicht aufeinander schießen – nicht mit deutschen Waffen, nicht mit anderen. Werde dagegen kämpfen, dass mit dem Tod von Kindern Geld verdient wird, damit unsere Wirtschaft stark bleibt.

Und ich werde versuchen, noch mehr Freunde für den Frieden zu gewinnen. All das ist nicht viel. Aber das wenigstens kann ich auch in Ludwigsburg tun.

\*Yad Vashem: Internationale Gedenkstätte zur Erinnerung an den Holocaust

## Stolpersteine *(für Kinder)*

Judith geht mit Großvater durch die Benzengasse.

„Schau Opa, das goldene Ding da, was ist das?“

„Das ist ein Stolperstein!“

„Aber das ist doch kein Stein, das ist doch Metall. Was steht denn da drauf!“

„Hier hat ein Mädchen gewohnt. Margarete hieß es. Es war gerade ein Jahr jünger als ich.“

„Aber warum ist denn der Stein hier, Opa? Krieg ich auch einen Stein, wo wir wohnen?“

„Nein, du nicht. Und ich bin froh, dass du keinen Stein bekommen wirst. Der erinnert nämlich an ein Mädchen, das ermordet wurde, damals im Krieg.“

„Hat die Polizei den Mörder gefunden?“

„Das war eine schlimme Zeit als das geschah, die Polizei hat mit Mördern unter einer Decke gesteckt.“

„Aber das darf die doch gar nicht!“

„Damals war ich noch ein Kind, ein wenig älter als du jetzt. Neben uns wohnte Judith. Ich weiß noch, sie hatte dunkle Augen und Zöpfe. Ich weiß auch noch, wie wir uns das erste Mal trafen. Sie hatte einen neuen Roller. Hab ich sie darum beneidet. Lange standen wir einfach da, ohne was zu sagen.“

Du darfst auch auf meinem Roller fahren, sagte sie dann.

Wir wurden Freunde.

Und dann kam jener Morgen. Wir hatten uns verabredet. Komm zur Parkbank, hatte sie gesagt. Du musst aber bestimmt kommen. Ich will dir was mitbringen.

In der Nacht war Fliegeralarm. Es war ja Krieg. Flugzeuge kamen von England, die unsere Häuser zerstören wollten. Wir hatten den Krieg angefangen. Nach zwei Stunden war der Alarm vorbei. Unser Haus stand noch, zum Glück.“

„Opa, warum war denn Krieg?“

„Weil einige Menschen nicht zufrieden waren, mit dem, was sie hatten.“

Am nächsten Morgen jedenfalls wachte ich früh auf. Ich war aufgeregt. Was wollte Judith mir mitbringen?

Ich hab zwei Stunden bei der Parkbank gewartet. Dann hat mich meine Mutter geholt.

Ich muss auf Judith warten, sagte ich, sie hat gesagt, sie kommt bestimmt.

Nun komm schon, ihr wird was dazwischen gekommen sein. Vielleicht musste sie mit ihren Eltern was besorgen.

Ich wollte es nicht glauben, aber meine Mutter wollte, dass ich mitkam.

Auch am nächsten Tag hab ich Judith nicht gesehen. Den Tag darauf auch nicht.

Ich glaub, sie sind nach Polen verreist, sagte meine Mutter.

Viel, viel später hab ich erfahren, Judiths Eltern waren Juden.“

„Was sind Juden?“

„Juden gehen in eine andere Kirche als wir.“

Und sie wurden damals nach Polen gebracht, in Viehwaggons. Nur einen Koffer durften sie mitnehmen. Alles andere: Kleider, Geld, das Haus mussten sie zurücklassen. Ich hab nie herausbekommen, was meine Mutter davon wusste. Aber dein Großonkel, unsere Nachbarn, sie alle wussten, dass sogar Kinder in Polen umgebracht wurden.“

„Judith auch?“

„Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, ob sie krank wurde und gestorben ist oder ermordet wurde. Ob man ihr Gift gegeben hat, ob sie vergast wurde.“

Aber für sie – und die vielen Anderen, die umgebracht wurden – legen wir die goldenen Steine in den Boden. Damit wir sie nie vergessen.“

## Das Rabenkind *(für Kinder)*

Viele Wochen lang hatten die beiden Rabeneltern ihre beiden Rabenkinder von morgens bis abends und von abends bis morgens versorgt. Sie hatten ihre Kinder gewärmt und ihnen Futter gebracht. Von ihrem Felsnest aus konnten die jungen Raben bis zum Meer schauen. Doch eines Tages sagte die Rabenmutter zu ihrem größeren Sohn: "Jetzt musst du die Welt kennenlernen. Wenn du genug gesehen hast, dann such dir ein großes Tal, ungefähr so wie das Tal hier. Wenn dort keiner wohnt, dann lass dich dort nieder."

Am nächsten Morgen, als die Sonne gerade über den Bergspitzen auftauchte, flog der junge Rabe davon. Er flog Stunde um Stunde, hoch über die Gipfel. Am Nachmittag erspähte er weit unter sich auf einer Wiese einen toten Hirsch. Der Rabe hatte Hunger. Er legte seine Flügel an, und im Sturzflug erreichte er das tote Tier. Gerade wollte er sich einen Fleischhappen ergattern, da schritt ein Adler auf ihn zu. "He, du schwarzes Rabenvieh, hast du mich nicht gesehen?"

"Oh doch, guten Tag", sagte der Rabe, "aber ich dachte, du würdest nicht den ganzen Hirsch fressen wollen."

"Das lass nur meine Sorge sein", sagte der Adler. "Ich habe den Hirsch getötet, und deshalb ist es meine Beute."

Der Rabe erschauerte vor Ehrfurcht, aber dann sagte er: "Ich habe gehört, Adler, du seist der König der Vögel."

Als der Rabe das sagte, merkte man, wie sich der Adler aufreckte und noch ein Stück größer wurde. "Und wenn du ein gerechter König bist", fuhr der Rabe fort, "so kannst du mich doch ein paar von den Brocken picken lassen, die zur Seite gefallen sind."

"Wenn du unverschämter Kerl nicht gleich verschwindest, werde ich dir zeigen, mit wem du es zu tun hast!" Dabei knappte der Adler bedrohlich mit dem Schnabel.

"Wenn du mir keinen Bissen gönnst, dann ziehe ich eben weiter", sagte der Rabe und erhob sich in die Luft. Als er weit oben bei den Wolken war, entdeckte er in der Ferne das Meer.

Dorthin will ich fliegen. Meine Mutter hat erzählt, am Meer gibt es Futter für jeden: Muscheln, Schnecken, Krebse, Würmer, tote Fische.

Als er die Meeresküste erreicht hatte, setzte er sich auf einen Felsen. Unten polterten die Wellen, und bei jedem Wellenschlag wurden kleine Krebse und Fische angeschwemmt.

"Das ist ein guter Platz", dachte der junge Rabe. Gerade wollte er zum Spülsaum fliegen, da hörte er ein Kreischen und Schimpfen. Ein Schwarm großer Möwen kreiste über ihm.

"He, du schwarzes Vieh, was willst du hier?"

"Ich habe Hunger", sagte der Rabe, "und möchte ein paar Fische essen."

"Hunger? Wir haben auch Hunger", schrien die Möwen.

"Gibt es hier nicht genug für alle?", fragte der Rabe.

"Merk dir, das hier ist unser Strand. Wenn wir dich hier fressen ließen, dann könnte doch wahrhaftig jeder kommen. Pfui Teufel", riefen die Möwen, "seht doch, wie schwarz, wie ekelhaft schwarz er ist."

"Ja", sagten die anderen, "das kommt vom Unratfressen. Verschwinde endlich, flieg zum Abfallhaufen der Menschen."

Die Möwen flogen immer dichter an ihn heran, und eine versuchte gar, ihn auf den Kopf zu hacken. Da verging dem jungen Raben der Appetit. Als die Möwen gerade ein Stück fort waren, schwang er sich auf und flog davon. Wohin aber sollte er fliegen? Schon ging der Tag zu Ende. Er flog aufs Meer. Er wusste, das ist gefährlich. Doch ins Gebirge zu den Adlern traute er sich nicht und auch nicht zum Strand. Der Rabe flog und flog. Er sah, wie die Sonne

rotglühend im Meer versank, und er hörte, wie ein Sturm aufkam. Der Sturm trug ihn immer weiter fort. Der Rabe merkte, wie ihn die Kräfte verließen.

"Ach", seufzte er. "Ich hätte gedacht, auf der Erde wäre für alle Wesen genug zu essen, genug Raum zum Leben. Wahrscheinlich ist sie nur für besondere Lebewesen da, für weiße Möwen und starke Adler. Ich werde in den Fluten versinken, und meine Mutter wird nie wieder von mir hören."

Der Rabe sank tiefer und tiefer. Unter ihm wurde es immer schwärzer. Und auf einmal merkte er, dass er Boden unter den Füßen hatte. Der Sturm hatte ihn auf eine Insel getrieben. Eine Weile sammelte er Kräfte. Dann schaute er sich um. Er entdeckte ein altes Steinhaus und sah, dass aus dem Kamin Rauch quoll. "Ich werde mein Gefieder am Kamin trocknen", dachte der Rabe. Er flog aufs Dach und setzte sich genau da hin, wo der warme Rauch aufstieg. Er war so erschöpft, dass er gleich einschlief und durch den Kamin purzelte. Der Fischer in der Stube war zu Tode erschrocken, als er sah, dass ein Rabe in seiner Stube landete. "Du hast mich erschreckt, Rabe", sagte der Fischer. "Lass sehen, ob du dich am Feuer verletzt hast. Hm, anscheinend sind nur ein paar Federn versengt."

"Bitte entschuldige", sagte der Rabe. "Ich wollte nicht durch den Kamin ins Haus fallen." Dann erzählte er dem Fischer, was ihn dort hingetrieben hatte.

"Wenn du magst", sagte der Fischer, "dann kannst du hier auf der Insel bleiben."

"Gibt es hier keine Adler?", fragte der Rabe.

"Ach, Adler fliegen nur ganz selten vorbei."

"Und Möwen?", wollte der Rabe wissen.

"Ganz im Norden an den Klippen gibt es einige. Aber ich hoffe, sie werden sich mit dir vertragen. Ich schlage vor, wir besuchen sie einmal zusammen. Die Insel hier ist zwar nicht gewaltig groß, doch für einen oder zwei Raben wird doch wohl noch Platz sein. Aber jetzt ruh dich aus. Ich hole dir etwas zu essen, und morgen schauen wir uns die Insel an."

## Lerchentag *(für Jugendliche)*

Erzähl mir noch einmal, wie alles gekommen ist, Bruder Carlo.

Du weißt es doch, Annabell, meine Schwester.

Aber ich kann es immer noch nicht glauben, Carlo. Du musst es mir noch einmal erzählen.

Ach, kleine Schwester, schau doch diesen Holunderbusch über uns, wie sich seine Blätter entfalten. Spür doch den Sonnenschein, sieh wie die Gräser sprießen und hör die Lerchen. Du siehst sie nicht, so hoch steigen sie.

Stimmt es, dass Lerchen die Seelen der Toten sind, die in den Himmel steigen?

Mag sein, Annabell, meine Schwester. Es ist ein schöner Tag heute, ein Sonntag, ein Lerchentag, ein Lebenstag.

Kann mich eine Lerche mit in den Himmel nehmen, Carlo?

Ich glaube nicht, Schwester. Du bist schwerer als der kleine Vogel.

Aber meine Seele, Bruder, meine Seele soll mit der Lerche in den Himmel - zu unserer Mutter.

Erzählst du mir jetzt, wie alles gewesen ist?

Es begann im Herbst, Annabell. Das Korn war schon in der Scheune, die Kartoffeln im Keller, und die Äpfel hatten rote Backen. Spät abends kamen die fremden Männer und holten unseren Vater.

Haben Sie ihm etwas getan?

Wir wissen es nicht, Annabell. Sie haben ihn mitgenommen. Am Morgen kamen andere Männer. Ihr müsst fort, sagten sie, sofort, es ist Krieg.

Krieg, was ist das eigentlich, Carlo?

Ja, Krieg, was ist Krieg? Krieg ist, wenn die einen Menschen den anderen etwas wegnehmen wollen. Und Krieg ist, wenn Menschen glauben, sie wären bessere Menschen als andere.

Krieg ist Morden und Krieg ist schrecklich.

Und weil Krieg war, mussten wir unser Haus verlassen?

Ja, wir mussten gehen, unsere Mutter, du und ich. Zwei Rucksäcke mit Kleidung nahmen wir mit, Brot und Käse. Nur soviel wir tragen konnten. Wochenlang waren wir unterwegs. Wir haben in Scheunen übernachtet, in zerstörten Häusern, und wir hatten nichts zu essen.

Mutter war verzweifelt. Vom Vater haben wir nichts mehr gehört. Dann kam der Winter, der bitterkalte Winter. Schließlich erreichten wir das Dorf, ein Dorf mit heilen Häusern, mit einer Kirche. Und wir durften beim Schreiner in der Dachkammer wohnen. Aber Mutter war krank geworden, sehr krank. Und dann ist sie gestorben.

Und ist sie jetzt im Himmel, Carlo?

Die Leute sagen es.

Und Vater?

Ich weiß es nicht.

Lass uns Mutter suchen, Carlo.

Wo denn?

Im Himmel, Carlo. Kommst du mit? Die Lerchen könnten uns den Weg zeigen.

Komm wir gehen zurück ins Dorf, es wird Abend, Annabell.

Am nächsten Tag gingen sie wieder zum Holunderbusch. Wieder setzten sie sich auf die Bank. Es schien die Sonne, und die Lerchen sangen.

Wenn du mich nicht begleiten willst, Carlo, dann gehe ich allein zu unserer Mutter.

Lange saßen sie auf der Bank und schauten in den Himmel. Irgendwann schlief Carlo ein. Als er erwachte, war Annabell fort.

Annabell, wo bist du, rief Carlo. Sag, wo du bist.

Carlo legte sich auf die Wiese und schaute nach oben. Da sah er eine Lerche in den Himmel steigen, höher, immer höher.

Komm wieder, Schwester Annabell, komm wieder, Schwester Lerche, rief Carlo. Du darfst mich nicht allein lassen.

Annabell kam nicht zurück. Jeden Tag ging Carlo hinaus auf die Felder und wartete. Der Holunderbusch bekam wieder Blüten. Die Lerchen verstummten. Schließlich waren die Holunderbeeren schwarz wie die Herbstnacht.

Carlo wartete. Er wartete jeden Tag, er wartete auch noch, als die Lerchen längst in den Süden gezogen waren. Eines Tages, als er wieder einmal einschlief, da wuchsen aus seinen Beinen Wurzeln, sein Körper wurde zu einem Stamm und seine Arme wurden zu Ästen. Nie mehr wachte er auf. Carlo war zu einem Holderbusch geworden. Im Frühjahr, als die Lerchen aus ihrer Winterheimat zurückkamen, trieb er Blüten. Annabell aber kam nicht zurück.